

5]

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Helbl.)

4.

Es ist ein Sonntag. Per Holt sieht oben auf dem Hausdach und kalft den Schornstein weiß an. Zens ist aus seinem Dienst nach Hause gekommen, um ihm zu helfen. Er kalft die Mauern des Hauses. Der Kalkbesen besteht aus Schilf, das sie hier und da auf gut Glück im Moor geschnitten haben. Aus Schilf sind auch die hellen Flecke des Daches, das sie hier und da ausgebessert haben. Die Hölzchen, die längs des Giebelbrettes festgenäht sind, um dem Dach größeren Halt zu verleihen, sind ebenfalls einfach im Moor draußen vom Buschwerk und den kleinen Espenbäumchen genommen, die dort wachsen.

Seitdem Per in das kleine Moorloch gezogen ist, hat er jede Minute seiner freien Zeit zu irgendeiner Arbeit und Verbesserung benutzt. Zens hat ihm treulich dabei geholfen, wenn er frei war, und ist zum mindesten genau so eifrig wie der Vater. Sie haben rings um den Garten herum einen Wall von frischen Rasenstückchen errichtet und eine kleine Pforte hineingemacht.

Jetzt geht die Arbeit mit dem Kalkbesen vor sich.

Alles ist mit Kalk bespritzt, sowohl Fenster wie Türen und der dicke, grüne Rasen längs der Mauer.

Sowohl Vater als Sohn sind fast vollständig weiß.

Aber sie lächeln einander zu; sie freuen sich und sind vergnügt.

Es ist so amüsant, daß Per Holt da oben in der Luft auf dem Dache steht und mit ihnen unten auf der Erde spricht. Sowohl Sophie wie der kleine Per und Maren stehen und gucken in die Luft, und die Kleinen sind fortwährend in Gefahr, hintenüber zu fallen. Sie rufen hinauf und Per antwortet ihnen. Dann lachen sie und rufen von neuem.

Der milde duftende sommerliche Erntegeruch streicht an ihnen vorüber. Das Sonnenlicht liegt flimmernd und zitternd über der Gegend. Und die Lerchen, die Lerchen — singen ohn Unterlaß.

Und dann ist es Sonntag.

Sophie ist im letzten Stadium der Schwangerschaft. Aber sie sieht so mild und still vergnügt aus.

Als sie hineingegangen ist, um das Mittagessen zu bereiten, ruft Per oben vom Dache Zens zu, daß er hineingehen und seiner Mutter behilflich sein soll. Und Per pfeift eine Melodie, als er mit dem Kalkbesen sorgfältig den letzten Strich um den Rand des Schornsteins führt.

Am Nachmittag ist die Arbeit so weit fortgeschritten, daß sie am Fuße des Hauses eine Kienrußborte anbringen können. Darauf beginnt Per an jeder Seite der Tür eine ziegelsteinrote Säule zu kalten. Und er hat eine Schmirr aufgespannt, um nach dieser die Säule so genau wie möglich machen zu können.

Dann macht Per eine Runde rings um das Haus herum, er hat Maren auf dem Arm und den kleinen Per an der Hand. Denn die Kinder hängen stets an Per, wenn er zu Hause ist. Er schaut genau nach, ob jetzt alles in Ordnung ist, kaut an seinem Kantabak herum und spuckt gedankenvoll aus.

Zum Schluß nickt er vor sich hin.

„Dort liegt nun also das Haus im Sonntagsstaat, im Verhältnis zu den anderen vernachlässigten und unordentlichen Moorhäusern sieht es aus wie ein Mädchen, das sich zum Ausgehen gepudert hat.“ Per wird ganz eigen, ganz schüchtern zu Mut. Drüben am Giebel des Nachbarn, beim Hügel-Per, stehen die anderen Moorleute und sprechen miteinander.

Zuweilen reden sie ganz laut und lachen. Sie sind wahrscheinlich betrunken, weil es heute Sonntag ist.

Per ist es, als zeigten sie ab und zu mit der Hand nach ihm hinüber, und dann sagt Jerik irgend etwas, worüber die anderen aus vollem Halse lachen.

Per kann hören, daß sie nicht gut gestimmt sind.

Vielleicht ist es, weil sie meinen, daß er sich wichtig

machen will, indem er sein Haus schmückt, als wäre er etwas Besseres als die anderen . . .

Er will zu ihnen hinübergehen, es sind ja seine Leute, seine Kameraden, seine Leidensgefährten.

Hat er nicht schon zu ihnen über ihre Armeleutestellung gesprochen? Ueber die Veränderung, die in der Luft liegt! Von der neuen Zeit, die kommen wird!

Sie lachen ihn nur aus.

Sie glauben ihm nicht.

Jetzt gehen sie wieder in des Hügel-Pers Hütte hinein.

Per Holt geht zu ihnen hinüber. Es fällt ihm auf, daß über der Küche des Hauses das Dach fehlt, so daß die nackten Sparren hervorschauen, und daß in zwei Fenster Scheiben Lumpen hineingestopft sind, und daß die Außentür nur in einer Angel hängt. Draußen sitzen zwei halbnackte Kinder und graben in der Erde mit einem Stück rostigen Eisenbandes. Per wäre fast ins Zimmer hineingestolpert, denn er hatte die Vertiefung der Lehmdiele gleich hinter der Türschwelle vergessen. Im Zimmer sind sozusagen keine Möbel außer der Bank und dem einen Stuhl, auf dem die Frau des Hauses mit einem kleinen Kind an der Brust sitzt. Ein paar Kinder krabbeln auf dem Fußboden herum. Andere stehen umher und betrachten die vier Männer, die am Tische sitzen.

Dort sitzen der Moor-Christian, der Torf-Tammes, Jerik und der Hügel-Per.

Karten und Branntwein stehen auf dem Tisch.

Per wünscht ihnen einen guten Tag, aber die Männer blicken nicht von den Karten auf; sie grunzen nur etwas und spielen weiter.

Endlich sagt die Frau: „Seh Dich, Per Holt.“

Es gelingt ihm gerade noch, sich neben Torf-Tammes auf die Bank zu zwängen.

Tammes Hautporen sitzen voller Schmutz; er hat dunkles Haar und einen dunklen, torffarbenen Vollbart — sieht überhaupt aus, als sei er in diesem Augenblick aus einem Torfgraben herbeigezogen. Mit feinen großen hellblauen Augen, die etwas Stillstehendes an sich haben, blickt er sich gutmütig fragend um.

Er lacht so breit, daß alle Zähne dabei sichtbar werden. Er hat nämlich glänzende Karten in der Hand.

Moor-Christian ist jämlicher Laune; er hat verloren. Vielleicht sieht er auch noch verdrossener aus, weil sein Kopf schief zwischen den Schultern sitzt; der Hals ist unbeweglich. Daher kommt ein verzerrter Ausdruck in sein Antlitz.

Jerik ist nachdenklich; er grübelt über das Spiel und zieht dabei an seinem riesenhaften Schnurrbart, der noch eine Erinnerung ist aus seiner Dragonerzeit, als er Unterforporal war.

Hügel-Per, der Mann vom Hause, ist blaß mit spärlichem, rötlichem Bart. Er will nicht recht wachsen. Er sieht vernachlässigt und überarbeitet aus; vielleicht ist er es auch, der am meisten trinkt.

Jerik soll ausspielen. Es gilt den letzten Stich. Und der Moor-Christian hat die rechte Karte dafür, so daß er also den letzten Stich einheimst.

Torf-Tammes grinst fürchterlich, und es glückt vor Freude in Moor-Christians steifem Hals, als er den Kopf wendet.

Aber Jerik ruft: „Er hat meine Karten gesehen!“ Er steht auf und schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Er hat, hol's der Satan, meine Karten gesehen . . .!“

Torf-Tammes: „Jerik . . .!“

Jerik: „Wenn er nicht meine Karten gesehen hätte, könnte er niemals . . .“

Torf-Tammes: „Ja, aber Jerik . . .“

Jerik: „Aber das sieht ihm ähnlich.“

„Ist es nun nicht des Teufels. Man kann nicht zu Worte kommen.“

Jerik: „Ja, das sieht ihm ähnlich, dem Schuft . . .“

Endlich kriecht Torf-Tammes Lust: „Ja, aber du lieber Himmel, Jerik, er kann doch nichts dafür, denn sein Kopf ist ja schief!“

Hal hal ha!

Moor-Christian dreht lachend seinen Kopf, aber Jerik

packt ihn an der Schulter und schüttelt ihn: „Du niederträchtiger Schurke Du!“

Hügel-Per's Frau, deren Haare und Kleider unordentlich herabhängen, wirft in scharfem Ton dazwischen: „Willst Du nun gefälligst Ruhe geben. Immer bist Du es, der Spektakel machen muß!“

Aber Jerik wendet sich an Hügel-Per und fragt ihn, ob er oder die Frau der Mann im Hause sei.

Hügel-Per erhebt sich halb von seinem Stuhl und schlägt mit beiden Fäusten auf den Tisch:

„Hier bin ich wohl Mann im Hause!“

Die Frau lächelt ein wenig: „Ja, Du bist, weiß Gott, ein schöner Mann, das bist Du!“

Dann kommt eins von den Kindern und will die Hosenträger aufgeklopft haben, und ein anderes will sie zugeknöpft haben, und die Frau hat damit zu tun.

Und drüben am Tisch fahren sie fort zu lärmern und zu fluchen und sich zu streiten — um so recht dem einzigen Feiertag der Woche sein Gepräge zu geben.

Es ist wiederum die Frau, die alledem ein Ende macht.

„Mir scheint, Ihr solltet Euern Mund halten und Euch noch einen kleinen Punsch genehmigen — ach, ich habe noch nicht einmal Per Holt einen Tropfen angeboten!“

„Das ist eine Idee,“ sagt der gutmütige Torf-Tammes. „Das ist, hol's der Satan, eine gute Idee!“ Er schlürft den letzten Kaffee rest in sich hinein.

Als der Hügel-Per sieht, daß die Frau aufsteht, um die Kanne zu holen, ruft er barsch: „Mehr Kaffee her!“

Die Frau lächelt ein wenig.

„Man sieht doch, daß Du das Kommando hast, Per,“ sagt Jerik.

Der Hügel-Per schlägt mit der Faust auf den Tisch und sagt: „Hier bin ich der Mann!“

Und Jerik singt ein paar Verse des alten Dragoner-Liedes:

Ich singe nun ein neues Lied
von der Soldateneit.
Da ist man früh, da ist man spät
nur für sein Land bereit.
Didelbum, didelbum, didelbumdei
didelbum, didelbumdei.

Am Morgen muß man früh heraus
die Pferde füttern geh'n.
Dann wird geritten, dann wird gesungen,
dann wird der pfeifende Säbel geschwungen.
Didelbum, didelbum, didelbumdei
didelbum, didelbumdei.

Als er fertig ist, fragt der Moor-Christian so recht unschuldig: „Wie lang ist eigentlich Dein Schnurrbart, Jerik?“

Torf-Tammes lacht, daß sein Mund von einem Ohr zum andern geht.

Jerik zischelt Christian zu: „Du bist ein recht böshafter Teufel, Du armer schiefköpfiger Kerl!“ (Fortf. folgt.)

Innenarbeit.

Ein Nachmittag an einem Vorfrühlingssonntag in Wien. Die Luft ist grau und hell, der Boden trocken. Bahnen, Elektrische, Omnibusse, alles ist überfüllt. Der ganze Verkehr ist eingestellt auf das Massenbedürfnis: Hinaus, nur hinaus.

Der in der würgenden Großstadt wohnt, hat allen Grund dazu. Am meisten der Proletarier. Tagsüber, die ganze Woche schuftet er, nimmermüde, immer hungrig. Nur der Sonntag ist sein Sonnentag, wenn auch die Sonne die Erde nicht umgibt. Es ist ein Tag der inneren Durchjonnung. Keinen Staub an den Kleidern, keinen Schmutz an den Fingern, keinen Maschinenlärm in den Ohren. Alles ist abgestreift für einige, wenige Stunden. Kommt dazu noch das Helle, Trockene draußen, dann hinaus, daß nicht vergessen wird, wie ein Wald aussieht, wie ein Bach rauscht, wie ein Vogel singt. Und so ziehen unsere Arbeiter in hellen Scharen hinaus an Sonntagen mit Weib und Kind, mit Freund und Leidgenossen.

Alle? Nein, nicht alle. Die arbeitenden Gehirne, die am Werke sind für Millionen die kommende Zeit zu schmieden, kennen nicht den Sonntag, der sechs Arbeitstagen folgt, denn sie arbeiten an dem Werden der Sonnentage, die sich dereinst täglich folgen sollen. Und dieses Arbeiten kennt nicht Rast noch Ruhe. Solch ein Arbeitstag war der helle Vorfrühlingssonntag neulich in Wien. „Konferenz der Wiener Arbeiterbibliothekare“ war der Titel dieser Tagung, die in einem neuen Gewerkschaftshause, dem der Eisen-

bahner, stattfand. Sein größter Schmutz, sein tiefster Inhalt war das Wort „Arbeiterbibliothekare“.

Was sind das für Menschen? Ist das Bibliothekarsein ihr Beruf? Werden sie dazu angestellt? Nein. Sie stehen an die zehn und elf Stunden täglich bei tausenden Schwungradern, bei Drehbänken und Scheiben, und abends, wenn andere ausruhen, sitzen sie in engen Räumen voll Moderdunst und Papierstaub hinter einem Schalter und stillen mit Büchern den Bildungshunger der Massen. Und dieser Bildungshunger wächst von Monat zu Monat, von Tag zu Tag und schreit nach den zweckmäßigsten Formen seiner Sättigung.

Vor ungefähr zwei Jahren schon erfaßte der Unterrichtsausschuß der Partei die ganze Weite und Tiefe dieses Problems und berief eine Konferenz der Arbeiterbibliothekare über das Bibliothekswesen ein. Ihr Resultat war die Gründung einer Bibliothekskommission mit folgenden, wichtigsten Programmpunkten: Schaffung von muster-gültigen Katalogen, Zusammenlegung der im Bezirk zerstreuten Gewerkschafts- und Vereinsbibliotheken zu Bezirkszentralbibliotheken, Gründung von Kinderbibliotheken, Abhaltung von Bibliothekarfürsorge und Bücherausstellungen. Die Ergebnisse dieses Programms für den Zeitraum von nicht ganz zwei Jahren lagen nun der Wiener Konferenz der Arbeiterbibliothekare vor.

An die 500 Bibliothekare waren gekommen, um von den zusammengefaßten Ergebnissen ihrer nimmermüden Arbeit zu hören, um aus den Fortschritten dieses Wirkens nach innen neue Kraft für ihr selbstloses Tun im Dienste der großen, sozialistischen Idee zu schöpfen. Referent Genosse Luitpold Stern konnte in Wiederholung der programmatischen Tendenz „Anpassung der Technik des Bildungswesens dem Bildungshunger der Massen“, von schönen Erfolgen berichten. An der Hand von graphischen Darstellungen der geistigen Aufwärtsbewegung in dieser kurzen Spanne Zeit konnte er schon von einer Gesehmäßigkeit dieser Bewegung sprechen. Eine Gesehmäßigkeit, die nicht bloß der Quantität der Bücherentlehnungen gilt, sondern auch der Qualitätssteigerung. Beigegebene Zahlenbeispiele erhärteten diesen Eindruck. Im Jahre 1913 gab es in Wien schon 88 Arbeiterbibliotheken. (14 Bezirkszentralbibliotheken, 10 Gewerkschaftszentralbibliotheken, 1 Naturfreundebibliothek und 13 Kinderbibliotheken.) Leser gab es 11 194 und entlehnt wurden 263 625 Bücher.

Das Tempo der Aufwärtsbewegung wurde durch einen Monatsvergleich gegeben. Der Januar 1913 wies in 14 Zentralbibliotheken und 8 Kinderbibliotheken 23 000 Entlehnungen auf. Der Januar 1914 in 16 (2 neu) Zentralbibliotheken und 14 (6 neu) Kinderbibliotheken 38 000 Entlehnungen auf. Aber auch die Qualitätsbewegung wurde ziffernmäßig erfaßt. Sie ergab sich aus einem Vergleich der Entlehnungszahlen auf den Gebieten der Dichtung, der Gesellschaftswissenschaften und der Naturwissenschaften. Dichtungen bester Art haben wohl die Eignung Menschen zu bilden, Menschen ihre persönliche Menschheit empfinden zu lassen. Sie fördern wohl den Drang des Menschen, Mensch zu bleiben, sich nicht restlos atomisieren zu lassen. Sie geben aber keine klare Orientierung, wie man Mensch bleiben oder Mensch werden kann. Und diese Orientierung hat aber niemand nötiger wie jeder einzelne des Proletariats. Das steigende Maß der Selbstorientierung beeinflußt demnach die Qualitätsbewegung der Arbeiterbibliotheken.

Mares Erkennen und Insaufnahmen aller Bedingungen und aller Möglichkeiten, nur als Masse „Mensch“ zu werden, übermitteln nur die Wissenschaften und von ihnen hauptsächlich wieder die Gesellschaftswissenschaften. Die Wuchsentlehnungen auf diesem Gebiete sind es, die als bildende Kampfmittel, als Qualitätsausdruck in erster Linie in Betracht kommen. Wieder wurden Monate zum Vergleich herangezogen. Die Luft zwischen Dichtungen und Wissenschaften wird immer kleiner, die Gesellschaftswissenschaften werden da und dort den Naturwissenschaften vorgezogen. In der Metallarbeiterortsgemeinschaft des 16. Bezirks gab es im Januar 1913 32 Leser mit 67 Entlehnungen. Darunter waren 60 Dichtungen, 5 Gesellschaftswissenschaften, 2 Naturwissenschaften. Im Januar 1914 gab es schon 147 Leser mit 395 Entlehnungen. Darunter waren aus dem Gebiete der Dichtungen 325, Gesellschaftswissenschaften 39, Naturwissenschaften 31. Im Bezirk Meidlung wurden entlehnt im Januar 1913 2597 Dichtungen und 602 Wissenschaften. Im Januar 1914 3266 Dichtungen und 1221 Wissenschaften.

Ehrfürcht heißte Genosse Stern in seinem Schlusswort für das Dreigestirn der Menschheit: Kunst, Wissenschaft und Arbeit. Und Ehrfürcht davor lag auf den Gesichtern der Arbeiterbibliothekare, die auf die Sonne an diesem Tage verzichteten, um Sonne in die Massen bringen zu können. Zusammenarbeit von Mann, Buch, Leser und Bibliothekar forderte Genosse Stern, um mit dem Nachinnenwirken das zu schaffen, was dem Außenwirken erst die Wege ebnet: Selbsterkannte Einsicht in das Wesen aller Dinge, langsame, innere Durchblutung mit jenem Geiste, den keine Versammlung, kein Wahlspruch, kein Artikel so zu geben vermag, wie ein durchgearbeitetes, gutes Buch.

Genosse Danneberg spornte durch einen Vergleich der Arbeiterbibliotheken mit den Bibliotheken der Gegner zu neuen Taten, neuen Fortschritten. Abend war es geworden, als die Konferenz auseinander ging. Ein gutes Stück Innenarbeit war wieder geleistet worden.

A. BORROMÄUS.

Anekdoten aus Utopien.

Der geheilte Größenwahn.

Einen Utopier besiel einmal eine geheimnisvolle Krankheit. Er schrie laut, daß er mehr wert sei als die andern und deshalb mehr Rechte haben müsse als die andern, mehr Kleider, mehr Speisen, mehr Land und Häuser.

Die Ärzte gingen zu Räte. Sie wußten lange nicht, was das für eine lächerlich unheimliche Krankheit sei.

Endlich entdeckte einer, daß es der plötzliche vereinzelte Ausbruch einer schrecklichen Volkskrankheit sei, die außerhalb Utopiens fürchtbar verbreitet . . . Größenwahn!

Wie war der Unglückliche zu heilen? Man mußte etwas Lustiges versuchen. Also holte man aus dem Museum einen Purpurmantel, eine Krone und ein Szepter, Dinge, die einmal der König von Albanien hinterlassen, nachdem er den Rest seiner Tage in Utopien verbracht. Der Kranke wurde mit den prunkenden Zeichen unendlicher Macht ausgestattet, wurde auf einen Thron gesetzt, und man siehte zu ihm: Herr, regiere uns! Uns hundert Millionen Menschen mit der Fülle Deiner Weisheit und der Wunderkraft Deiner Energie.

Der Kranke grinste. Endlich erkannte man seine Größe an. Er schämte sich und begann zu regieren.

Nach drei Tagen aber schrie er noch stärker und schimpfte: Nehmt das Zeug weg, nehmt das Zeug weg! Glaubt Ihr, daß ich ein Narr sei und mir einbilde, daß ich meinen Willen aufzwingen kann, wo ich doch gar nicht weiß, was ich von Euch will. . . Doch weil ich größer bin als Ihr andern. . . Er verlor sich in ein unverständliches Lallen.

Er ist noch nicht gesund, sagten die Ärzte. Sie gingen wieder ins Museum, entnahmen ihm eine düstere Kutte und hingen sie über den Kranken. Dann gossen sie ihm mildes Del in die Kehle, damit seine Stimme recht sanft und voll töne. Und sie sagten zu ihm:

So, nun gebiete über uns Sünder, verführe uns das ewige Heil und die ewige Verdammnis, wie es Dir Recht scheint. Du hast nun Macht über das Leben hinaus, in alle Unendlichkeit.

Das gefiel dem Kranken und er ließ die Utopier an sich vorbeiziehen, segnete sie entweder oder verfluchte sie und verließ ihnen eine herrliche Zukunft oder grausame Qualen.

Nach acht Tagen war der Kranke sehr niedergeschlagen und bat: Entbinde mich von dem Amt. Das kann kein Mensch wissen. Seht, ich müßte doch erst über mich selbst das Urteil der Ewigkeit fällen. Und verdammt, ich weiß nicht, welches Los ich mir zuerkennen soll. Es ist zu grauenhaft, einem Menschen zuzumuten, über das Seelenheil von Menschen zu entscheiden. Gebt mir, was meiner Größe angemessen ist, die über Euch alle hinausragt . . . alle . . . alle.

Ein Rückfall, sagten die Ärzte sorgenvoll. Wir müssen ein letztes, das schärfste Mittel anwenden. Ein sehr gefährliches. Und sie holten aus dem Museum einen knappen bunten Rock mit blanken Knöpfen und allerlei farbigem Aufputz, eine ähnliche Mütze, einen Säbel und ganz enge Hosen. In den Mund aber taten sie ihm eine Kindertrompete. Kaum hatten sie ihn also angefaßt, liefen sie ängstlich davon und riefen ihm zitternd zu: Allmächtiger, sei gnädig, töte uns arme nicht, wir wollen Dir auch Lieder singen, und Geschenke weihen und uns beugen. Töte uns nicht, Du Alleskönner, Du Ueberrechter. Erbarme Dich unser — o Leutnant.

Der Kranke redete sich empor und trompete schrill: Canaillen, Wades, wartet, ich will Euch lehren, den heiligsten Rock nicht zu ehren. Respekt, Gesindel! Ehrfürcht, Krethi und Pletzi! Marsch, marsch! Utopia! Gebt Feuer! Diese Notte muß in ihrem Blut erstickn. Ich will's, ich befehl's, denn ich — — ich — — ich bin das Vaterland, ich bin Utopien. Schießt, haut — — mehr Blut, mehr Blut!

So schrie er zwei Wochen lang und war sehr vergnügt. Und die Utopier kamen und knallten unablässig in die Luft, daß es eine Art hatte. Dann wurde es plötzlich um ihn leer, niemand ließ sich mehr bliden. Da wurde der Kranke ganz kleinlaut und seufzte. Nun habe ich das ganze Volk abschießen lassen, niemand ist mehr da, der mir Respekt erweist und für mich sorgt . . . Was sang ich nun an!

Der Leutnant weinte. Allmählich wurde er ruhiger und sagte: Wenn ich doch nur wieder ein ganz gewöhnlicher Mensch wäre, wie alle anderen. Das ist zu entsetzlich. Wie kann man so was einem Menschen zumuten?

Das war die Krissis.

Er ist geheilt, sagten die Ärzte vergnügt.

Das Mordsgeschäft.

In Utopien errichtet einst Krupp eine Filiale. Niemand wußte, warum. Niemand kaufte also.

Da erschienen Vertreter der Firma bei den Räten der Weisheit, in den Zeitungsredaktionen, bei den Jugendlehrern und sprachen zu jedem: Wie nun, wenn Utopien vom Feind überfallen wird, Ihr wäret, waffenlos, vernichtet! Ihr braucht Kanonen, Panzerschiffe! Ihr müßt das Volk über seine Lebensgefahr aufklären, es soll auch — fügten sie zwinkernd hinzu — Euer Schade nicht sein.

Die Utopier sahen das ein. Warum sollten nicht schließlich auch

sie solche Dinge haben, wenn man sie ihnen anbietet! Und sie bestellten viele Kanonen und Panzerschiffe. Als der große Auftrag vollführt war, kamen die Agenten der Firma und legten jedem der patriotischen Werber heimlich ein Goldhäuflein hin. Da wußten die Utopier nun wieder nicht, was das sollte und ließen das Zeug ruhig liegen.

Nach einiger Zeit aber kam die Rechnung von Krupp — für die gelieferten Waren. Das fanden die Utopier unendlich lächerlich. Wie, diese Leute lassen sich den Patriotismus bezahlen; was als eine selbstlose Spende der Nächstenliebe angenommen war, erwies sich nun als ein gemeines Geschäft?

So verweigerten die Utopier jegliche Zahlung.

Krupp aber drohte zu prozessieren — vor dem Gericht in Essen. Nein, das wollten die Utopier durchaus nicht — in dieses verfluchte Europa reifen. Man lenkte mithin ein und versprach zu zahlen, mit dem, was sie hatten.

Die Utopier aber hatten auf ihrer Insel ein wunderbares Gift. Das war so stark, daß es die Menschen tötete, wenn sie nur daran dachten, sofern sie das fürchtbare Gift im Hause besaßen. Man benutzte es, wenn alte Utopier keine Freude mehr hatten zu leben und zu sterben begeherten.

Das schiden wir Euch, erklärten die Utopier nach Essen. Setzt dann zu, daß bei Euch zu Lande jeder darüber aufgeklärt werde, daß es patriotisch sei, sich und die andern zu vergiften. Laßt in Eure Zeitungen schreiben (gegen heimliche Bezahlung), daß es für jeden Pflicht sei, das Gift zu erwerben und es zu gebrauchen. Dann steigt der Stoff im Preise und Ihr seid hinlänglich bezahlt.

Wir können doch nicht, erwiderten die Kruppagenten schauernd, ein ganzes Volk vergiften, bloß damit wir unser Geschäft machen. Wie rucklos seid Ihr Utopier.

Rucklos? lachten die Utopier, wollen wir nicht mit der Münze zahlen, die Ihr uns lehrtet?

Kurt Eisner.

Kleines Feuilleton.

Aus dem Leben.

Mistral und der Ruhm. Die Stärke und wunderbolle Geschlossenheit in dem menschlichen Wesen Frederic Mistrals, der nur dahingegangen ist, offenbart sich wohl mit am schönsten darin, daß Ruhm und Reichthum weder auf sein Fühlen noch auf seine äußeren Lebensgewohnheiten einen Einfluß gewinnen konnten. „Was soll ich nur mit all diesen Hunderttausenden von Frank anfangen“, seufzte vor neun Jahren der Schöpfer von „Miró“, als ihm der Nobelpreis verliehen wurde. „Ich bin daran nicht gewöhnt. Wenn man dreiviertel Jahrhunderte lang wie ich von Sardellen und Zwiebeln lebte, nimmt man nicht mehr neue Gewohnheiten an“. Und er verwendete das Geld für sein geliebtes Heimatsmuseum von Arles: und blieb Dauer, wie er das sein und bleiben wollte.

Und doch hat Mistral die stilleren, die schönsten Freuden des Ruhmes gewürdigt, die Freuden eines Ruhmes, der dem Rärm der Welt abhold bleibt. In einem ruhrenden Selbstbekenntnis hat er davon gesprochen; vor wenigen Jahren erst, als man ihn zum Mitglied der Academie Française machen wollte und er lächelnd und heiter diese Ehre zurückwies, ohne sie gering zu achten. „Nein, nein, nicht in die Academie“, sagte er damals zu Maizière, der auf die geplante Wahl Mistrals anspielte. „Nicht aus Widerwillen, nicht aus Bescheidenheit“, erklärte er seine Ablehnung, „es würde mir weh tun, wenn man von mir glaubte, ich wüßte diese Ehre nicht zu schätzen. Aber der Ruhm ist nach meinem Gefühl nichts für Leute meines Alters.“

Und sinnend fuhr er fort: „Ich lernte ihn eines Tages kennen, den Ruhm. „Miró“ war beendet, ich war in Paris, ich kannte wenig Menschen. Man riet mir, mein Buch in die Zeitungsredaktionen zu tragen, und der Freund, der mir diesen Wink gab, meinte dabei: „Laß nur in jeder Redaktion gleich zwei Exemplare, denn eins geht immer verloren.“ Und so ging ich durch die Redaktionen, meine Bücher unterm Arm, ohne große Hoffnung. Und dann, ja dann kam ein Morgen, da erwachte ich von Lob und Lorbeer überhäuft. In den Schaufenstern sah ich mein Bild, in den Journalen mein Porträt.“ „Der Ruhm?“ „Oh nein, noch nicht. Umstände fügten es, daß ich eine bekannte Persönlichkeit wurde, mein junger, von der Sonne des Südens gebräunter Kopf war damals dem Publikum so vertraut, wie die Gesichter der populären Männer. Wenn ich über den Boulevard ging, sah ich Leute sich anstoßen, hörte leise meinen Namen flüstern. Aber das war nicht der Ruhm. Nein, noch nicht. Der kam eines Abends, da ich einem jungen Manne und einer jungen Frau begegnete.“

Dürftig waren sie gekleidet und ihr Benehmen verriet eine gegenseitige zärtlichere und hingebendere Beschäftigung als ein Interesse für Literatur. Als die Nacht kam, verloren sie sich in einer stillen Allee des Bois; gleichgültig gegen mein Lächeln gingen sie Hand in Hand dahin, verloren in ihren süßen Traum, den Liebestraum, der die Großen wie die Kleinen, die Armen wie die Reichen in seine Arme schließt. Und als ich damals dicht an diesen beiden Glücklichen vorüberging, da hörte ich, wie die junge Frau einen Namen flüsterte.“ „Den Ihren?“ „Nein. Sie sagte: „Miró“. Und an jenem Abend, da lernte ich den Ruhm kennen, den wahren Ruhm . . .“

Technisches.

Die menschliche Stimme unter dem Mikroskop. Edison, dem das Alter nichts von seiner Arbeitskraft und Erfindergabe genommen zu haben scheint, hat jetzt ein Verfahren angezeigt, menschliche Stimmen gleichsam unter das Mikroskop zu legen. Er will damit erreichen, daß jede Stimme auf Umfang, Stärke, Tonfärbung und sogar Ausdrucksfähigkeit mit absoluter Genauigkeit beurteilt werden kann. Er knüpft damit an die Forschungen des berühmten Gesangkünstlers und Physiologen Garcia an, der einen großen Teil seines langen Lebens auf die wissenschaftliche Erforschung der menschlichen Stimme verwandt hat. Edison beschreibt seine Methode in einfachen Worten als das Ergebnis von Studien an den Aufzeichnungen des von ihm erfundenen Phonographen.

Durch die Betrachtung von Phonogrammen, die ihm aus allen Weltteilen zugesandt wurden, hat er es erreicht, die Obertöne jeder Stimme zählen zu können, auf denen der Reichtum des Klangs beruht. In der Stimme eines berühmten Tenors hat er die Höchstzahl von 9 Obertönen ermittelt. Wenn eine Stimme nachläßt oder verbodern wird, so zeigen die Obertöne eine Abschwächung. Edison scheint schon seit mehreren Jahren eine Verbindung mit bedeutenden Sängern unterhalten zu haben, die ihm in gewissen Zeitabständen Phonogramme ihrer Stimme gesandt haben, um etwaige Verschlechterungen nachweisen zu lassen. Uebrigens bezeichnet Edison nach seinen Forschungen das Tremolo als eine natürliche Eigenschaft der Stimme, nicht als eine Angewohnheit oder ein Ergebnis schlechten Unterrichts, wie manche Kritiker meinen. Der verderbliche Einfluß schlechten Unterrichts ist nach seinen Ermittlungen sehr häufig.

Aus dem Pflanzenreich.

Eine Nordpflanze. In dem sonst so düstigen und garten Reiches Floras gibt es doch auch grausame Verbrecher, gleichsam festgewurzelte Raubtiere, die ein ganz raffiniertes Nahrungssystem besitzen und unglückliche Insekten fangen, fressen und verdauen. Unter diesen zahlreichen Pflanzenkannibalen, denen B. Galdy in der bei der Deutschen Verlagsanstalt erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ einen interessanten Aufsatz widmet, ragt als die großartigste und merkwürdigste Gattung dieser Nordpflanzen die der Kannenträger hervor. Die Kannenträger (Mepenthes), die in den Tropenwäldern Afriens und einiger ostafrikanischer Inseln heimisch sind, sind Kletterpflanzen mit wenig ansehnlichen Blüten. Dafür aber haben die breiten lederartigen Blätter eine ganz besondere Eigenschaft. Ihre Mittelrippe wird länger und länger, verbreitelt sich und wächst allmählich zu einer richtigen Kanne aus, der auch der passende Deckel nicht fehlt. Diese Kannen, deren Zahl bei manchen Arten recht groß ist, weisen nun die wunderbarsten Gestalten und Farben auf; ihre Größe schwankt zwischen der Länge einer Stahlfeder und einem halben Meter; die Farbe durchläuft alle Nuancen vom hellsten Grün bis zum tiefsten Braunrot und leuchtet in den buntesten Flecken und Tupfen. Bald sehen diese „Kannen“ wie runde Federbüchsen aus, dann wieder gleichen sie flabigen Töpfen, krummen Hörnern oder biegen sich zu den elegantesten Füllhörnern.

All dieser auffällige Prunk ist aber nur der Köder, mit dem die Kannenträger nashafte Insekten nach ihrer Fallgrube locken wollen. Denn der unglückliche Sechsheiner, der sich neugierig auf den glatten Rand der Kanne niederläßt, gleitet sofort unrettbar in die Tiefe. Die Kannen sind nämlich innen wie ein Parkettboden mit Wachs gewischt und bis zur halben Höhe mit einer Flüssigkeit gefüllt, die Aehnlichkeit mit dem menschlichen Magensaft hat. Stürzt das Tierchen in diese Mördergrube, dann ist es bald ertrunken und aufgelöst. Doch ist die die Fülle der Selbstmörder oft so groß, daß ihre Leichen und Reste die ganze Kanne anfüllen. Selbst kleine Nagetiere finden in großen Behältern ihr Ende. Der Pflanze machen dann besonders federmäßige Affen und Eichhörnchen den „Kleinschub“ ihrer Kanne freitig. Auch von durstigen Reisenden hat man gehört, denen die Flüssigkeit der Kannen zur Labung dienen mußte, doch dürfte ein solcher Trunk nicht gerade zu den appetitlichen gehören.

Die rote Farbe der Tomate. Die Tomate hat ihren schönen deutschen Namen Liebesapfel jedenfalls von ihrer prächtigen roten Farbe, die ihren Anblick besonders verführerisch macht. Die Wissenschaft hält sich bei solchen Schönheitsbegriffen nicht auf, sondern verlangt zu wissen, was diese rote Farbe eigentlich ist, und wie sie zustande kommt. Diese Frage ist gar nicht leicht zu beantworten, aber man kann sich durch Versuche davon überzeugen, von welchen Bedingungen die Bildung des roten Farbstoffs abhängig ist, und unter welchen Umständen sie ausbleibt.

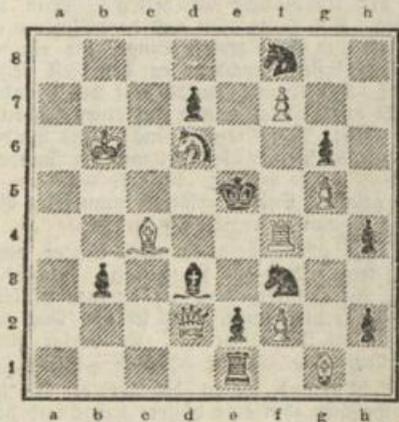
Wird eine Pflanze, die ihre Früchte in grünem Zustand bereits entwickelt hat, dauernd in einer Temperatur von 30 Grad oder mehr gehalten, so reifen die Früchte entweder ganz ohne sich zu röten, oder indem sie nur eine abgeschwächte Färbung annehmen, und zwar richtet sich der Erfolg in der Unterdrückung der roten Farbe nach der Höhe der Temperatur. Die Stoffe aber, aus denen sich die Farbe bildet, werden durch die Wärme nicht zerstört, die sich vielmehr bald einstellt, wenn die Frucht wieder unter eine normale Temperatur gelangt. Wird aus ier umgebenden Luft der Sauerstoff entfernt, so röten sich die Früchte auch bei gewöhnlicher Temperatur nicht, woraus hervorgeht, daß dieser Vor-

gang auf einer Oxydation, also einer Aufnahme von Sauerstoff beruht.

Von der Chemie hat der Farbstoff der Tomate den Namen Lycopersin erhalten, doch ist er nicht auf die Tomate beschränkt, sondern findet sich auch im Farbstoff des roten Pfeffers und auch in dem der Samenhülle der Balsampfele.

Schach.

Unter Leitung von S. Alavin.
Unser Turnier. Motto: „Zimmer vorwärts“.



2+ (FP—KIL T)

Vierpringerspiel.

Erste Stichpartie.

Petersburg, den 5. Februar 1914.

A. Niemzowitsch. A. Alochin.

1. e2—e4, e7—e5; 2. Sg1—f3, Sb8—c6; 3. Sb1—c3, Sg8—f6; 4. Lf1—b5.

4. Sc6—d4
Am einfachsten ist 4. a6!;
5. LxS, dxc6; 6. Sxc5, Sxc4!;
7. SxS, Dd4; 8. 0—0, Dxc5 und falls 9. Te1 so 9. Le6; 10. d4, Df5!; 11. Lg5, h6; 12. Dd3, Kd7! zc. Gleiches Spiel. Der Zugzug ist von Rubinsjin.

5. Lb5—c4
Besser ist 5. La4!; Lc5; 6. d3, 0—0. Nun kann Weiß mit 7. Sc2 (Sxc5!) nicht event. e2—e3 ein sehr gutes Spiel erlangen.

5. Lf8—c5
6. Sf3xc5 Dd8—e7
7. Se5—d3
Dies ist etwas besser als das übliche Sf3.

7. d7—d5
8. Lc4xd5 Sf6xd5
9. Sc3xd5 De7xc4†
10. Sd5—e3 Lc5—d6
11. 0—0 Le8—c6
12. Sd3—e1 0—0—0
13. c2—c3 Sd4—f5
14. Dd1—c2 De4—h4
15. Se1—f3

In Betracht kam g2—g3 nebst Se—g2 und d2—d4. Allerdings wird Schwarz auch dann Angriff haben.

15. Dh4—f4
16. Sc3xf5
Es drohte Sf5—h4.
16. Le6xf5
17. d2—d3 Df4—g4
18. Sf3—d4 Dg4—h5
19. f2—f4?

Dies sollte die Partie verlieren. Zu erwägen war 19. h3, z. B.: 19. Lxh3; 20. gxh3, Dxc3; 21. f3 zc. Oder 19. Lg6; 20. Dd1 mit Behauptung des Bauern.

19. Th8—e8
20. b2—b4 c7—c5
21. Sd4xf5 Dh5xf5
22. De2—d3 Ld6—c7
23. Tf1—f3 c5xb4
24. c3xb4 g7—g5!

Auf 24. Lb6† folgte 25. Kf1! (Nicht 25. Kh1? wegen 25. Txd3!; 26. De2†, De5! und gewinnt, wie Alchin angab.)

25. f4xg5 Df5—e5
26. Lc1—b2 De5xb2†
27. Kg1—f1 Le7—g3?

Alchin selbst gibt an, daß 27. Dh1†; 28. Kf2, Dh4†; 29. Kf1, Lg3 sofort gewann.

28. Lb2—d4! Td8xd4!
Noch die beste Chance. Denn sonst folgt Lg1 und Weiß steht besser.

29. Dd2—c3† Kc8—b8
30. Dc3xd4 Lg3—e5
31. Dd4—d7 Te8—c8
32. Tf3xf7 Dh2—h1†
33. Kf1—f2 Dh1—h4†
34. Kd2—e2

Weiß spielt auf Gewinn. Vorsichtiger war es jedoch mit Kf1 den Gegner zum ewigen Schach zu zwingen.

34. Dh4—h5†
35. g2—g4 Dh5—h2†
36. Ke2—f3 Dh2—g3†
37. Kf3—e4 Le5—c7
38. Ta1—e1 Dg3—g2†
39. Ke4—c3
Falls 39. Kf5, so 39. Df3† nebst De3†

39. Le7—b6†
40. d3—d4?
Dies verliert. Wit To5! war noch Remis möglich.

40. Te8—d8!
41. Te1—c7 Dg2—g3†
42. Tf7—f8 Dg3—e1†
43. Ke3—d3 De1—d1†
44. Kd3—e3 Lb6xc7

Aufgegeben.

Folgende interessante Partie ist im Petersburger Amateurtourier gespielt worden. Vierpringerspiel. (Gonfiarowski gegen Buchatski.) 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Sc3, Sf6; 4. Lb5, d6; 5. 0—0, Ld7; 6. d4, Le7; 7. d5, Sb8; 8. LxL†, SxL; 9. Sh4, Sxc4? (0—0! oder Sxc5); 10. Sf5, SxS; 11. Sxc7†, Kf8; 12. Sc6†, fxc6 (Ke8; bxc3!); 13. Lh6†, Kg8; 14. Dg4†, Kf7? (Lg5 war noch das einzige); 15. dxc6†, Kf6; 16. Lg7†. Die Variante hat auch für „Spanisch“ (Steinitzische Verteidigung) ein gewisses theoretisches Interesse.